

Lothar Müller

Der Allesfresser und die Prediger

Die Kultur des 21. Jahrhunderts und ihre Verächter

Im Sommer, wenn in Bayreuth und Salzburg die Festspiele beginnen, werden landauf landab auch die Wiesen zum Parkett. Hier spielt ein Barockorchester auf einer Holzbühne vor einem Seeufer, dort lesen Dichter unter alten Bäumen, in einer Scheune lassen ein Bass, ein Schlagzeug und ein Saxophon luftige Jazz-Girlanden verwehen, Menschen in Liegestühlen sind um die Leinwand eines Open-Air-Kinos versammelt, und von irgendwo jenseits des Sees schallt das Donnergrollen eines Heavy Metal-Konzerts herüber. Wenn man das Publikum aller dieser Veranstaltungen rotieren ließe, gäbe es neben dem Wagner-Enthusiasten, der sich konsterniert vor der Heavy Metal-Bühne wiederfände, eine Figur, die dem Reigen lässig gewachsen wäre: den Omnivoren, den kulturellen Allesfresser.

Er wurde gegen Ende des 20. Jahrhunderts von Kultursoziologen in Amerika entdeckt. Sie bemerkten, dass sich die traditionelle Bindung von hohem Sozialstatus und exklusivem Konsum von Hochkultur gelockert hatte und sich unter den Liebhabern von klassischer Musik und Oper mehr und mehr Leute ausmachten ließen, die zugleich einzelne Künstler oder ganze Stilrichtungen aus Jazz, Pop und Rock bis hin zu Heavy Metal schätzten. Leute, die sich der Opposition von *highbrow* und *lowbrow* entzogen. Die neue Spezies der kulturellen Evolution, so schien es, wollte sich ihre Geschmacksurteile nicht von ihrem Sozialstatus vorschreiben lassen und besiedelte entschlossen ein neues Terrain: *Nobrow*.

Längst gibt es solche Omnivoren auch hierzulande. Er – oder sie – fährt nach Bayreuth, war aber zuvor beim Gastspiel von Eric Clapton, kennt das europäische Auto-

renkino ebenso gut wie amerikanische Fernsehserien, parliert über *Shades of Grey* so kenntnisreich wie über den *Ulysses* von James Joyce. In einer der Geschichten des österreichischen Autors Clemens Setz gibt es einen Jungen, einen Nerd, der ein undurchschaubares surreales Computerspiel entwickelt hat und sich danach umbringt. In seinem Universum gibt es keine Unterschiede zwischen Trash und hoher Kunst, er durchtränkt alles mit seiner Intelligenz, die Figuren aus den Computerspielen *Sokoban* oder *Super Mario* sind für ihn Verwandte der bunten Kapuzenmänner, die in Samuel Becketts später Fernsehsequenz »Quadrat 1 + 2« in immer gleichen Bewegungsabläufen über die Grundfläche huschen, auf der sie angeordnet sind.

Auf den ersten Blick sah der Omnivore aus, als sei er die amerikanische Außerkraftsetzung eines europäischen Geschmacksmodells, das der französische Soziologe Pierre Bourdieu in den 70er Jahren analysiert hatte. Darin gaben die Menschen das kulturelle Kapital, das sie in Familie und Bildungsinstitutionen angesammelt hatten, nach ungeschriebenen, aber mächtigen Gesetzen aus, über die eine strenge Herrin wachte: die Distinktion. Sie gab der großen empirischen Untersuchung Bourdieus den Titel, im Deutschen hieß sein Buch *Die feinen Unterschiede*. Mit dem Misstrauen eines Detektivs deckte der französische Soziologe auf, wie der Zauberstab der Distinktion auch dort wirkte, wo ein Proletarier, Kleinbürger, Großbürger oder Aristokrat ganz seinen eigenen Neigungen zu folgen glaubte, ob es um die Sportarten ging, von Fußball, Schwimmen und Reitsport, bis zu Tennis oder Golf, oder den Musikge-

Der Zauber der Distinktion

schmack zwischen Oper, Jazz, Chansons, Operette und Avantgarde. Streng genommen machte die Theorie der Distinktion, von Abgrenzung und Ausschluss, die Kopplung von Geschmacksurteilen und Sozialstatus sichtbar. Und sehr peinliche, unglückliche Geschichten erzählte sie vom geschmacksunsicheren, bildungsbefflissenen Kleinbürgertum, das von den modernen Kulturvermittlern mit Hilfe des Fernsehens in ein Labyrinth der Vermischung von Gattungen, Stilen und Niveaus geschickt wird, das die hierarchische Ordnung der »legitimen« Kultur nur zum Schein außer Kraft setzt. Wenn *Rhapsody in Blue* und *La Traviata* bei den Eliten an Ansehen verloren haben, dürfen sie in die Fernsehshows eingehen. Und es gab kaum einen Ausweg aus dem stabilen Gegenüber von »legitimer« und mehr oder minder »illegitimer« Kultur, denn auch die kalkulierten Umkehrungen und Provokationen waren Bourdieu zufolge nur scheinbar subversiv und zollten dem Kanon *ex negativo* ihren Respekt. Unter den Kleinbürgern, die zum Opfer ihrer haltlosen Geschmacksurteile werden, tauchte in dem Buch des französischen Soziologen auch Felix auf, der Held aus Djuna Barnes' Roman *Nachtgewächs*, der zwischen alten Sagen, seltenen Weinen und noch selteneren Büchern, Festungs- und Brückenplänen, pedantisch erkundeten Kirchen und Altweibergeschichten, Geschichten von heiliggesprochenen Menschen und Friedhöfen hin und her taumelt.

Diese Figur ist kein Omnivore, sondern ein Verirrter im Kanon eines einzigen Registers, er lebt bei aller Wahllosigkeit noch in einer homogenen Welt. Der Übersetzer des Romans von Djuna Barnes ins Deutsche war der Schriftsteller Wolfgang Hildesheimer, der von 1916 bis 1991 lebte. Er hatte früh als Maler und Grafiker gearbeitet und sich in seinen späten Jahren vom Schreiben auf das Collagieren zurückgezogen. Dass die bildende Kunst und die Musik ihm so wichtig waren wie die Literatur, bezeugten sein Buch über Mozart

und die Biografie eines erfundenen Kunstliebhabers aus dem frühen 19. Jahrhundert, Andrew Marbot. Hildesheimer berichtete Mitte der 70er Jahre über eine Entdeckung, die ihn frappiert hatte: dass nämlich Ezra Pounds Lieblingskomponist Luigi Boccherini war. Und er fügte hinzu: »Das ist so, als wenn mein Lieblingsmaler Spitzweg wäre.« Viel lässt sich aus diesen wenigen Briefzeilen über das Gegenüber des Omnivoren entnehmen, über die Welt des homogenen Geschmacksurteils. Vor allem, dass in dieser Welt die Geschmacksurteile quer durch die Künste ein gemeinsames Niveau zu halten haben. Es geht eben nicht an, wie Ezra Pound zur Avantgarde der Lyrik zu gehören und zugleich in der Musik einem Kleinmeister des Barock zu huldigen. So wie es absurd wäre, würde sich Wolfgang Hildesheimer, der die Werke Mozarts und Bachs bis in ihre Verästelungen kennt und genießt, in der Malerei mit Carl Spitzweg bescheiden. Die Künste wechseln, das Register bleibt.

Der Aufstieg des Omnivoren setzt den Ausgang der kulturellen Eliten aus der Welt des homogenen Geschmacksurteils voraus, und das heißt auch: die Übertragung des fein entwickelten Sensoriums der Deutung und Kanonisierung klassischer und klassisch moderner Kunst auf die aktuelle populäre Kultur. Der Omnivore, der vom Bayreuther Hügel auf die Brandenburger Wiese rotiert ist, wird in der Pause des Rockkonzertes vielleicht über die Bedeutung der Kirchen-tonarten für die Heavy Metal-Musik plaudern, der aktuelle Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ist ein ebenso subtiler Kommentator der Schriften Thomas Manns wie der Songs von Bob Dylan. Das ist ein Vorgang, der im Modell des französischen Soziologen keine große Rolle spielt – die Emanzipation nach unten, oder besser: die Emanzipation in die Richtung, die mal als »unten« oder »illegitim« galt. Der Omnivore gehört nicht

*Emanzipation
nach unten*

zu den Aufsteigerfiguren, er ist ein Virtuose der Expansion des gebildeten Geschmacksurteils in Regionen, die ihm früher als zweitrangig oder gar verachtenswert erschienen. Er ist nicht verurteilt, Rebell gegen den Kanon zu sein. Wie die Filmkritik im 20. Jahrhundert der Literatur-, Theater- und Kunstkritik als eigenständige Größe an die Seite trat, haben die Zeitungen seither Rubriken für Graphic Novel und Comic in sich aufgenommen, und die Rezensionen in manchem Pop-Ressort klingen manchmal mehr nach Einflussphilologie und »highbrow-criticism«, als es sich eine Romankritik erlauben dürfte, ohne Gefahr zu laufen, als akademisch gescholten zu werden.

Allesfresser, das klingt nach Wahllosigkeit und Völlerei, nach dem Gegenteil von Distinguiertheit und erlesenem Geschmack. Das klingt nach einem Niedergang, wie ihn der peruanische Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa in seinem neuen Buch beklagt, unter dem Titel *Alles Boulevard. Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst*. Aber die Distink-

tion hat das Register gewechselt, das Wählerische und den Hang zum Ausschluss nimmt sie überall hin mit. Den Fauxpas und die Bildungslücke auch. Es kann unter Omnivoren sehr peinlich sein, keine der neuen amerikanischen Fernsehserien zu kennen oder sie so pauschal zu loben, dass man merkt: Es fehlt das Register. Und umgekehrt kann die ostentativ souveräne Begeisterung für den Spitzentitel der Bestseller-Liste peinlich sein, wenn sie nicht mehr ist als die Umkehrung der alten Verachtung von Schmutz und Schund (und einen guten nicht von einem schlechten Mystery-Thriller unterscheiden kann). Der Omnivore ist nicht per se eine Figur der Befreiung, ein Trüffelschwein des Übersehenen, ein Virtuose der Neugier. Er kann nämlich, nicht anders als ein Anbeter des klassischen Kanons, auch ein Pedant seines weit gefächerten Geschmacks sein. Ihn zu durchschauen, kann eine vergnügliche Anstrengung sein. In der Kulturkritik des 20. Jahrhunderts war der Omnivore nicht vorgesehen. Die des 21. Jahrhunderts sollte ihm gewachsen sein.



Lothar Müller

(*1954) ist Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung mit Sitz in Berlin und Honorarprofessor an der Humboldt Universität zu Berlin. Zuletzt erschien von ihm: *Weißes Magie. Die Epoche des Papiers*. In diesem Jahr erhielt er den Berliner Preis für Literaturkritik.
lothar.mueller@sueddeutsche.de

Wolf Scheller

Die Wahrheit ist eine Leidenschaft

Albert Camus zum 100. Geburtstag

Albert Camus, der erste gebürtige Afrikaner, der den Literaturnobelpreis erhielt, wird heute sowohl in Algerien als auch in Frankreich wieder gelesen, geradezu neuentdeckt. Seine Renaissance begann vor einigen Jahren, als sich sein Verlag *Gallimard* anschickte, eine neue Ausgabe seiner

Werke zu edieren, darunter auch bislang unbekannte Texte, die Camus' Denken in einem neuen Licht zeigten, als einen populären Autor, dessen Einsichten und Einreden von erstaunlicher Aktualität sind.

Camus artikulierte ein persönliches Sentiment, das seiner Zeit weit voraus war,